

Zeitschrift: Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen der Schweitzerischen Gesellschaft in Bern

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft in Bern

Band: 1 (1760)

Heft: 1

Artikel: Herrn Johannes Bertrand, Pfarherr zu Orbe, aus dem Französischen übersetzte Preis-Schrift

Autor: Bertrand, Johannes

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-386499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



III.

Herrn Johannes Bertrand,

Pfarrer zu Orbe,

aus dem Französischen übersezt

Preis = Schrift

über

die vorzügliche Nothwendigkeit des Getreide-
Baues in der Schweiz; was sich dabei für
allgemeine und sonderbare Hindernissen hervor-
thun; und welches hingegen auch die allgemei-
ne und sonderbare Vortheile seyen, deren
die Schweiz zu dessen erwünschter
Beförderung genießet.

Der Landbau ist dem Menschen Nothwen-
die allernöthigste von allen digkeit der
Künsten, ein jeder Theil des Landwirth-
selben hat seine sonderbare Vortheile, schaft.
die den wesentlichsten Bedürfnissen des Lebens
zu Hülfe kommen. Die Viehzucht, der Acker-
Wein- und Garten-Bau, die Bestellung der
Baumgärten und Wiesen, die Besorgung und
Leitung des Wassers, das Forst- und Holz-
Wesen.

Wesen, sind die Theile, die uns Speis und Trank, Kleider, Heizung und Wohnung gewähren. Der Ackerbau soll aber unter allen diesen Gegenständen unsere erste Sorgfalt erfordern, dann diefer giebt uns das Brodt, und das Brodt ist das vornehmste Stück unserer Nahrung. Auch sind die Erfinder desselben, und der seine Arbeit erleichternden Werkzeugen, als Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, unter die Zahl der Götter gesetzt worden. Aus diesem Grund sind Isis und Osiris bey den Egyptiern, Bacchus, fürnehmlich aber Ceres bey den Griechen, nachher bey den Römern, ja fast auf dem ganzen Erdkreis, wie Cicero sich ausdrückt, als Götter verehrt worden; welch ein Lob verdienen also die großmüthigen Glieder der oeconomischen Gesellschaft, die sich bemühen, durch ihr Exempel, Einsicht, und Belohnung, uns von Jahr zu Jahr eine reichere Erde zu verschaffen, und den Ueberfluß in diesen beglückten Gegenden, wo Fried und Freyheit einander die Hand bieten, je mehr und mehr auszubreiten.

Die Schweiz soll vorzüglich dem Ackerbau abwarten. Soll der Getreidbau allen Ländern von Europa höchstens angelegen seyn, weil das Getreid ihr fürnehmstes Nahrungsmittel ist; so sollen wir, wegen dem so viel stärkern Verbrauch desselben, ihn vorzüglich besorgen. Die Schweiz ist sehr bevölkert, wir haben überhaupt einen starken Appetit, und essen viel, ja die Einwohner der Landschaft Waadt werfen sich mehr als andere Völker auf das Brodt; ein jeder Patriot

Patriot soll also an der Vermehrung des uns so nöthigen Getreides nach seinen Kräften arbeiten.

Es wiederfähret aber sehr oft, daß unsere Erde nicht so viel Getreid gewähret, als wir brauchen, und da müssen wir es aus der Fremde hohlen; vier merklich schlimme Folgerungen entstehen daher. 1.) Das Geld kommt aus dem Land. 2.) Das Land wird entvölkert. 3.) Die Manufacturen nehmen ab. Und 4.) dependiren wir gänzlich von unsern Nachbarn. Dann unmöglich ist es, daß ein Land, das zu seinem Unterhalt fremdes Getreid mit vielen Kosten muß einführen, jemals reich und bevölkert seye, daß seine Handelschaft blühe, und sein unabhängiger Stand gesichert seye. Dieß sind vier Betrachtungen, die uns der vorzüglichen Nothwendigkeit des Getreidbaues in der Schweiz überführen müssen.

Unsere Lebensart ist so eingerichtet, daß wir des Getreides nicht entbehren können; ja, wir müssen viel Getreid haben. So oft also unsere Erde nicht reich genug ausfällt, so oft müssen wir unsere Zu-

flucht zu unsern Nachbarn nehmen; diese müssen nothfolglich all unser Geld an sich ziehen, indem sie uns nicht nur die zu unserm Unterhalt nöthige, unterschiedene Getreidarten, sondern auch die weisse Stärke (Ammermehl) und den Haarpuder, ja so gar die fetten Schweine zu unserm häuslichen Vorrath, verkaufen; dann so bald die Sommerfrüchte fehlen, können un-

1.)

Der Mangel des Getreids macht ein Land arm.

sere Landleute dieses Thier weder erziehen, noch mästen. Dieß muß nothwendig unglaubliche Summen aus dem Land ziehen; es ist nicht der geringste Zweifel, daß der wirklich spührende Geldmangel von der Menge des Getreids und der Schweinen mehrentheils herrühre, so wir in den vorigen Jahren aus der Fremde uns haben anschaffen müssen. Ohne Mühe wird man es eingestehen, wann man acht giebt, daß die Landschaft Waadt seit dem Jahr 1752. für diese beyde Puncten, die sie aus Burgund erhalten, jährlich 500000. Franken ausgegeben hat; welches $3\frac{1}{2}$. Millionen in dieser Zeit ausmachet; ja wann ich dem Bericht eines auf den Grenzen wohnenden Französischen Kaufmanns Glauben zustellen soll, so muß diese Summ noch um den vierten Theil erhöht werden. Es sey nun, wie ihm wolle, so kan man sich doch allezeit bey der Menge des Gelds leicht vorstellen, die die Einfuhr der allernöthigsten und unentbehrlichsten Lebensmitteln erfordert, daß dergleichen Lieferungen auch das allerreichste Land endlich erschöpfen. Aus diesem ersten entspringt das zweyte und dritte, eben so verdrießliche Ungemach. Die Theurung des Getreids, und der Mangel des Gelds, sind unüberwindliche Hindernissen der Bevölkerung und der Manufacturen.

2.)
Er ent-
völkert ein
Land.

Das Lateinische Sprichwort heist:
Sine Cerere & Bacho friget Venus.
Die Armuth haltet vom Heurathen
ab. Strenge Zeiten, die sich jeweilen mit dem Mangel des Getreids einfinden, erwecken einen Ehen vor dem Anwachs des Hauses.

ses, und den Ausgaben, die es erfordert. Wie viele veralten nicht, ehe sie nur an einige Nachkömmlinge haben denken dürfen. Unben gehet die arbeitsamste und stärkste Jugend aus dem Land, und suchet ihr Glück anderswo. Wie sehr müssen also die Kräfte des Staats durch einen Getreidemangel erschöpft werden? Wie viele Lücken macht er nicht in den Haushaltungen? Aber wann unsere Gegenden entvölkert sind, was wird es dann endlich aus den schmeichlenden Vorrechten werden, die die Europäischen Mächten dem Schweizerischen Staat in die Wette gegönnet haben; dann jedermann weiß, daß die schätzbare Bündnisse, die sie mit uns aufgerichtet, allein auf den Hilf- und Schutz-Völkern beruhen, die wir ihnen überlassen. Gewiß ist, daß der Staat sein Versprechen muß erfüllen, welches aber nur auf Unkosten der Bevölkerung geschehen kan.

Wie kan man in solchen Umständen hoffen, daß Manufacturen angelegt werden, daß sie blühen und zunehmen? Darzu wird ein Ueberfluß von Arbeitern und Geld erfordert, an beyden aber ist ein Mangel.

3.) Die Manufacturen müssen das bey abnehmen.

Die, so sie aufrichten, müssen zum wenigsten ihre Waar so wohlfeil geben, als man sie anderswoher haben kan; das können sie aber nicht, wann die Lebensmittel theur sind; dann gewiß ist, daß der Arbeitslohn nach dem Preis der Lebensmittel muß eingerichtet werden; die Arbeiter müssen also zuerst, ehe man an dergleichen Einrichtungen gedenken darf, in den Stand gesetzt seyn, ihr Brodt mit leichter Mühe zu gewinnen.

4.)
Ein solches
Land wird
von einem
andern ab-
hängend.

Zulezt bleibt es auch unwieder-
sprechlich, daß ein Land, so oft es
seine Einwohner nicht selbst ernäh-
ren kan, von demjenigen Staat ab-
hänget, von welchem es seine Nah-
rungsmittel herhohlen muß. Ein
Satz, der nicht braucht bewiesen zu werden.
Es ist offenbar, daß nicht nur ein solcher Staat
sich zu einem sehr demüthigen, und einer Un-
terwerfung gar ähnlichen Betragen, gegen die
ihn nährenden Nachbarn, verstehen muß, son-
dern auch seine Unterthanen sehr vielen Anlän-
fen, verdrießlichen Gefahren und Strafen, aus-
gesetzt sind, wann sie es wagen, Getreid aus
einem Land zu führen, in welchem die Ausfuhr
verbotten ist.

Erster Ein-
wurf wird
widerlegt.

Es ist zwar freylich nicht ganz
und gar unmöglich, daß nicht eini-
ge Länder, wann sie schon von ei-
genem Getreid ganz entblößt, dennoch von dies-
sen unterschiedenen Beschwerlichkeiten frey sind;
sie können, ihres unfruchtbaren Bodens unge-
achtet, reich, bevölkert, und zu Manufacturen
geschickt seyn; sie brauchen auch nicht das ge-
ringste von denjenigen zu ertragen, bey welchen
sie sich ihren Vorrath anschaffen. Es müssen
aber solche Länder seyn, die an der See liegen,
Handelschaft treiben, und viele Schiffe haben:
in diesen Umständen befinden sich die Holländer,
die alles nöthige Getreid, ohne Mühe, nach
ihrem Belieben, aus der Barbarey, aus Frank-
reich, aus England, von Danzig, und andern
grossen Niederlagen herhohlen, nach befinden-
der Kommmlichkeit und ohne das wenigste von
einigen

einigen fremden Getreid-Bucherern, noch Verbott zu befürchten.

Wir wollen ohne Furcht seyn, Wie auch
daß der Ueberfluß des Getreides uns ^{der zweite.}
jemals beschwerlich werde; so bald die Noth ge-
stillet, und der Preis des Brodts fallt, so bald
ist der Bettelen gesteuert, alles wird emsig,
und die Arbeiter vermehren sich; der Ueberfluß
des Getreids vermehret die Zahl der Mäuler,
der Zuwachs der Mäuler aber begünstiget den
Ackerbau, den Fleiß, die Künste und Manu-
facturen, und diese ziehen den Reichthum aus
andern Ländern an sich. Sollte die Erfahrung
aller Zeiten und aller Länder nicht der stärkste
Beweis dessen seyn; und den gewähret uns die
Historie des alten Roms, und die Beschrei-
bung von China. Es bleibt also immer wahr,
daß die Verbesserung des Ackerbaues, und die
Vermehrung des Abtrags unserer Felder, un-
sere fürnehmste Beschäftigung seyn solle.

Nun ist es Zeit, daß wir auch ^{Hindernisse,}
die Schwierigkeiten, die allgemeine ^{die sich bey}
und sonderbare Hindernisse, die ^{dem Acker-}
sich hauffenweis entgegen stellen, aus- ^{bau hervor-}
führlich abhandeln. Die einten rüh- ^{thun.}
ren von unserm Land, die andern aber von
den Ackerleuten her.

Die einten rühren von unserm ^{Deren 8.}
Land her: 1.) Die meisten unse- ^{von unserm}
rer Felder sind schwer zu arbeiten. ^{Land her-}
2.) Viele sind mit Wasseräderlein ^{rühren.}
angefüllt. 3.) Ihre Art wechselt über die Mas-
sen, ab. 4.) Ihre Eintheilung veranlasset un-
terschied-

terschiedliche Unbequemlichkeiten, die ihren guten Anbau hindern. 5.) Der Weinbau hindert den Ackerbau. 6.) Die Landgüter werden überhaupt zu theuer verpachtet. 7.) Unser Land ist den Käfern (Maz-Käfern) gar unterworfen. 8.) Die Gemein-Benden (Tristen) sind sehr schädlich.

6. andere
aber von
den Acker-
leuten.

Die andern rühren von den Acker-
leuten her. 1.) Die meisten Acker-
leute sind ungelehrt. 2.) Sie wer-
den nicht angewiesen. 3.) Es ist an
Ackerleuten ein Mangel. 4.) Sie sind träg.
5.) Sie sind theuer und lüderlich. 6.) Sie
sind dem Fuhrwerk (Karren) allzu fast er-
geben.

Wir wollen nun diese Hindernisse, die sich dem guten Anbau unserer Felder in Weg stel-
len, besonders durchgehen, und bey denen den
Anfang machen, so von der Natur unsers Lands
herrühren.

1.)
Unsere Fel-
der sind
schwer zu
arbeiten.

1.) Unsere Felder, die sich zu den
Winterfrüchten, als Dinkel, Weiz-
en, Roggen, oder auch Mischel-
Korn, am besten schiken, sind über
die Massen schwer zu arbeiten; ihr
guter und vollkommener Anbau ist daher sehr
mühesam; sie werden mit gröster Mühe locker
gemacht; ihr Boden ist so schwer, dicke und
zähe, daß er stark muß gearbeitet, gepflüget,
und gedünget werden; daß es also, ihne trag-
bar zu machen, sehr viele Arbeiter, Viehe,
Speis und Futter, folglich auch viel Zeit,
Mühe und Ausgaben erfordert, dermassen, daß
wann

wann der Bauer auch nur ein wenig der Ruhe pflegt, er sogleich allerley dem Getreid schädliche Pflanzen antrifft: Die Winde, (Windglöcklein) das Hundsgras, (Quecken) die Ochsenbrach oder Hauhechel (Stallkraut) die Distel, der Hanenfuß, der Attich, und das Gesträuch, werden die Erde mit ihren Wurzeln anfüllen, und ihre beste Kraft in sich ziehen. Viele Felder hätten nöthig viermal geackert zu werden; und nach dem letzten Pflügen sollten durch dienliche Werkzeuge die Klöße (Schollen) gebrochen, und der Boden eben gemacht werden. Diese Schwierigkeit wird durch die unbeständige Witterung, und ungewohnte Fahrzeiten, denen wir ausgesetzt sind, namhaft vergrößert, indem die Arbeit zur Unzeit gemacht wird. Dieß alles macht den Landwirth so überdrüssig, daß der Reiche, so grosser Unruhe sich zu entziehen, seine Felder verkauft und verändert. Er gebraucht aber ein Mittel, das ärger als das Uebel selbst ist, und dem allgemeinen Nutzen des Lands schnurstracks zuwider läuft.

2.) Unsere Felder sind fast überall mit Wasseräderlein angefüllt, die ihnen einen unbegreiflichen Schaden zufügen. Wann das Wasser $2\frac{1}{2}$

2.)
Sie haben
viele Wasser-
äderlein.

Schuh unter dem Boden ist, so thut es denen Getreidpflanzen nur wohl, dann es erhältet ihre Wurzeln in einer gemäßigten Kühle; wann es aber einen höhern Lauf, gleich unter dem Boden hat, und sonderlich wann dieser schwammicht ist, so kan man sich den Schaden nicht groß genug vorbilden, den es unserer Ernde verursacht; es schadet der Menge und der Güte

Getreides; in Ansehen der Menge werden viele Pflanzen durch den Frost zu Grunde gerichtet. Viele andere bleiben schwach, und treiben nur leere, brandige, oder mit andern Krankheiten behaftete Aehren. In Ansehen der Güte, ist der davon eingeerntete Weizen jederzeit mit Lülch vermischt, oft sehr brandig, niemals schwer und vollkommen, kan auch nicht aufbehalten werden. Diesen unglücklichen Wirkungen des in dem Boden verborgenen Wassers, ist unser mitternächtiges Land um so mehr ausgesetzt, da oft im Sommer, zu der Zeit, da das Getreid zwar abgeblühet, aber noch in der Milch ist, und seine Körner noch nicht gebildet sind, bey anhaltendem Regen, dickem Nebel, oder starkem Thau, kalte Morgen sich einfinden; so allein, fürnehmlich aber in einem eingeschlossenen Land, da die Luft nicht frey durchstreicht, den Brand, den Rost, die Röhlen, die Kornmutter oder Hanensporn, in dem Getreid verursachen, und folglich unserer Ernde einen namhaften Schaden zufügen können.

Daß wir uns der Grösse dieses Verlusts überzeugen, brauchen wir nur die Natur dieser unterschiedenen Krankheiten zu untersuchen.

Die einte Art des Brands, der
 Was die erste Art des Brands sey? Staubbrand (bléd niellé) ist leider! nur allzu bekannt; es ist ein Weizen-Körnlein, so nicht mit Mehl, sondern mit einem schwarzen, zarten, verdorbenen, öhlichten, stinkenden Staub angefüllt ist, der sich an die haarichten Spitzen der gesunden Körner anhängt, sie besudelt und schwärzt; daß also der Schaden, den der Brand verursacht,

sacht, nicht bloß in dem Verlust dieser verdorbenen Körner, sondern fürnehmlich auch darin besteht, daß dieser stinkende Staub die ganze Erde ansteckt und stinkend macht. Die andere Art des Brands, der Spikbrand, (bléd charboné) ist ein aufgetriebenes, an dem End sehr zugespitztes, hartes Weizenkorn, dessen innerer Theil mit einem schwarzen Staub angefüllt ist, und nicht das geringste Keimlein hat; vielleicht ist dieser Brand nichts anders als die Körner, die einen geringen Anfaß von der erstern Art Brands hatten, aber erst völlig verfaulet sind, da sie schon gebildet, ja vielleicht gar eingeerntet, und in der Scheuer waren.

Was die zweite Art des Brands sey?

Der Krost, welche Krankheit des Getreids die Franzosen bléd avorté, die Einwohner in der Waadt aber bléd venté nennen, besteht in solchen Weizen- oder Roggenähren, die das beste äußerliche Ansehen haben, in ihren Fächern aber keine, oder aber sehr kleine, runzelichte und magere Körnlein zu finden, die ein geringes abtragen.

Was der Krost sey?

Die Kornmutter oder Hanensporn (bléd ergoté) sind borstige Roggenähren, mit ungestalten, ungeheuren, schwammichten Körnern, aus denen kein nahrhaftes Mehl kan gemacht werden.

Was die Kornmutter sey?

Endlich die Röhle, die das Sommer-Getreid, als Erbs, Gersten, Haber 2c. angreift, hindert, daß die Körnlein sich nicht bilden können; ja wann sie leicht stark ist, so greift sie

Was die Röhle im Sommer-Getreid sey?

sie auch die Stauden und das Stroh mit an, daß das Viehe käumerlich damit kan gefuttert werden.

Diese unterschiedene Zufälle nun sind vermögend genug, daß sie oft auch die bestgesinnte Landwirths überdrüssig machen, oder zum wenigsten ihrem Landbau starke Hindernisse vorschieben.

3.) Die Verschiedenheit des Erdreichs in der Schweiz.

3.) Die grosse Verschiedenheit des Bodens in der Schweiz, seine verschiedene Höhe und Lage, sind die dritte Hinderniß eines bessern Anbaues unserer Länder. Diese erstaunliche Verschiedenheit ist es ohne allen Zweifel, die den größten Theil der Schweiz vor allen andern Ländern aus, zu dem schönsten, lieblichsten, angenehmsten und herrlichsten Lande macht. Wer unsere mit Wäldern gekrönte Berge, unsere mit Heerden bedeckte Wenden, unsere mit Getreid reichlich gezeierte Felder, unsere mit fruchtbaren Bäumen ausgerüstete Thäler, unsere mit Trauben beladene Weinberge, unsere mit Gewächsen angefüllte Gärten, unsere mit allerley Früchten geschmückte Baumgärten, unsere mit den reinesten Wassern befeuchtete Ebenen, unsere mit den niedlichsten Fischen besetzte Seen und Ströme, unsere mit dem köstlichsten Wildpret reichlich versehene Hölzer und Moräste, wer, sage ich, dieß alles betrachtet, der muß in Verwunderung entzückt seyn. Die Schweiz ist ein Land, das von Wein, Oehl, Milch und Honig triefet; sie reichet uns reichlich alles, was wir nöthig haben; und wann wir zu fremden

den Ländern unsere Zuflucht müssen nehmen, so sollen wir ganz allein uns selbst, unserm Bracht, unserer Eitelkeit, unserer Nachlässigkeit, und unserm unruhigen Wesen die Schuld bemessen. Indessen muß ich es dennoch eingestehen, daß diese grosse Verschiedenheit des Erdreichs unsere Ackerarbeit sehr schwer macht, dann wann wir allen möglichen Nutzen aus unsern Feldern ziehen wollen, so müssen sie nach ihrer Art behandelt werden, sie müssen ihrer Natur gemäß geackert, gedünget und besäet werden. Zu einem starken, schweren und feuchten Boden schickt sich der Kühe- und Ochsen-Mist nicht, er würde alles verderben; dieser flebrichte und kührende Dünger würde seine Zähigkeit und Kälte nur vermehren. Der Pferd- Esel- und Schaaf-Mist schickt sich hingegen nicht zu einem leichten, sandichten und trockenen Boden, es wäre Gefahr, daß er ihn verbrannte. Ein trockener Boden soll in einer anhaltenden Tröckne, ein starker Boden in der Nässe, nicht geackert werden; beides würde nichts nutzen. In die Felder, die einen starken Boden haben, soll Weizen oder Dinkel, in die Felder hingegen, deren Erdreich leicht ist, Roggen oder Mischelkorn gesäet werden. Diese Beispiele sind zwar jedermann bekannt, sie sind aber dienlich zu zeigen, daß diese Verschiedenheit des Bodens, der Höhe und der Lage, die, so zu reden, einer jeden Meyeren ein anders Climat giebt, einen solchen Grad der Erkenntniß, solche Folge von Anmerkungen, und wohl angestellten Versuchungen, nothwendig ersodere, daß der grösste Hauffe der Landleuten dazu unfähig ist.

Soll

Soll dieß dann uns nicht überführen, daß wann schon der Ackerbau bey uns gut ist, er doch noch könne weiter getrieben und verbessert werden. Sollte es dann nicht bey einem jeden, der mit Einsicht begabet, und das Wohlsenn unsers werthen Vaterlandes zu Herzen nimmt, die Racheiferung erwecken.

4.)
Unbequeme
Einrichtung
unserer Fel-
der.

4.) Die würkliche Einrichtung unserer meisten Felder ist mit unterschiedenen Unbequemlichkeiten verbunden, die alle deren guten und vollkommenen Anbau behindern. Wann ich einen Riß von einem Landgut sollte machen, das alle Bequemlichkeiten und Kommlichkeiten zu seiner möglichen Verbesserung hätte; so würde ich zuerst annehmen, daß es eingeschlossen seye; ich würde darauf einem jeden Eigenthümer das Recht gestatten, seine Besizung auf die Weise und zu der Zeit zu bearbeiten, wie er es wurde gut finden; ich würde darnach trachten, daß ein jedes in der Ebene gelegene Stück, so fast möglich, viereckicht seye; endlich wäre es auch sehr nüzlich, daß alle darzu gehörige Stück nahe bey einander liegen, und daß die Scheuer, in die das Getreid und Futter sollen eingemacht werden, in ihrer Nähe seye.

Ueberhaupt sind aber unsere Landgüter nicht so eingerichtet, dann ich rede hauptsächlich von den Gütern in der Landschaft Waadt. Unsere Felder sind gemeiniglich gemeinwendig, das Viehe wird darauf zur Weyd getrieben, so bald die Ernde vorbey ist, oder zum wenigsten braucht man, nach dem Gesetz, damit nicht länger zu warten

warten als 2. Tage, von dem an, daß das Feld in allen seinen Grenzen von allem Getreid geräumt worden; eben so ist es an einigen Orten dem Eigenthümer nicht erlaubt, alle seine Aecker zu pflügen, er muß einige für den Wending liegen lassen; daß er sie nicht einmal gehörig kan arbeiten, wann er sie mit Wintersaat bestellt; oder aber er muß sie zur Sommersaat auf das folgende Jahr aufbehalten.

Eben so hat die Policen in den meisten Gegenden das Ackerland in Feldarten (Zelgen) eingetheilt. Eine Eintheilung, die einem jeden Eigenthümer vorschreibt, wie er seinen Acker nutzen, wie er ihn ansäen oder ruhen lassen soll. Die meisten Gemeinden haben drey Feldarten eingeführt, davon die eine mit Wintergetreide, die andere dann mit Sommergetreide besäet wird, die dritte aber brach lieget; dieß dann wechselt alle Jahr ab, so daß der Landmann die Art seines eigenen Lands nicht verändern darf, er muß die eingeführte Feldarten beybehalten, und kan folglich in seinem Ackerbau keine andere, als die vorgeschriebene Regeln befolgen.

Kurz, aus dieser allgemeinen Einrichtung ist ein sehr grosses Uebel entstanden; an gar vielen Orten sind die Feldstück gar klein, zerstreut und entfernt; in den Theilungen sind die Aecker vertheilt, und wieder vertheilt worden, damit ein jedes Kind auf einer jeden Feldart ohngefehr das gleiche habe; dardurch sind sie zu einer solchen Figur gelanget, die sich zu ihrem guten Anbau gar nicht schicket; sie sind lang und schmal; und
so

so kan man sie nicht arbeiten, wie es seyn sollte, zum wenigsten wann sie auf der Ebene liegen; dann in diesem Fall soll ein jeder guter Wirth seinen Acker wenden (entwerfen) und diese Arbeit in die Quer (überzwerch) verrichten; dann ohne dieß, der Faule mag sagen was er will, wird er seinen Acker nie recht locker machen.

5.)
Die Wein-
berge schaa-
den den
Feldern.

5.) Der Weinbau hindert den Ackerbau, und schadet ihm auf vielerley Weise. Wann wir uns vergnügt hätten Weinberge anzulegen an Orten, die vor den Frühlingsfrösten sicher sind, und auf Hügeln, die wegen ihrem Hang nicht können gepflüget werden, so wäre es eine sehr vernünftige und nützliche Wirthschaft; unser Wein wäre besser und gesünder, er würde geschwinder abgehen, und sich besser aufbehalten; wir hätten nicht zu viel, und dennoch genug; wir würden mäßiger leben, und könnten unsere Weinberge, ohne unsere Aecker zu verabsäumen, bequem bestellen; sie würden genugsame Arbeit verschaffen nicht nur unsern Weingärtlern (Käbmannen), sondern auch einige Monat im Jahr den Weibern und jungen Mädgen, während dem Ausbrechen, Binden (Hesten) Fäten, Weinlesen (Herbsten); ja auch gar den Ackerleuten, dann ihre Arbeit vergönnt ihnen noch einige müßige Zeit. Aber, ich kan es nicht läugnen, unsere Weinberge, zum wenigsten in einigen Gegenden, sind sehr übel angelegt und allzufast ausgedehnt worden. Viele von unsern Weinbergen sind, dem allgemeinen und besondern Nutzen zuwider,
auf

auf Hügeln, die wenig abhängig sind, ja so gar auf den fruchtbarsten Ebenen gepflanzt worden. Aber wie viel Dünger braucht es nicht, sie in gutem Stand zu erhalten, der unsern Aeckern, sie fruchtbar zu machen, sollte gewiedmet seyn? Wie viel Arbeiter, und gute Arbeiter, die sich viel nützlicher mit dem Ackerbau wurden beschäftigen? Ja wie viel fürtreffliches Erdreich ist nicht dem Getreidbau mit Unrecht entzogen worden? Daher kommt es aber, daß unsere Aecker so schlecht gebauet werden, daß sie nicht gehörig bedünget, und nicht genug gepflüget werden, daß wir nicht den Nutzen daraus ziehen, so wir ziehen sollten, daß wir so oft theures Brodt essen, und unser Geld durch die Einfuhr des fremden Getreids erschöpft wird; da indessen unser Wein uns zur Last bleibt, und niemand nur darnach fragt. So daß unsere Weinberge nicht nur unsern Feldern, sondern so gar unsern Weinbergen schaden.

6.) Ueberhaupt werden die Güter allzu theuer verpachtet. Der Eigenthümer legt den Pächtern (Lehenleuten) allzu beschwerliche Bedinge auf; er überlegt nicht, daß gute Arbeiter theuer, getreues Hausgesind selten, alle Landarbeit schwer, und ein Pächter so vieler Gefahr ausgesetzt seye. So bald er spürt, daß es dem Pächter gelingt, daß er zunimmt und reich wird, so ermangelt er nicht, den Pacht noch mehr zu beschweren, und das Pachtgeld zu erhöhen. Der Particular thut bey uns eben das, was der König in einem despotischen Staat thut. Er strafft den guten Pflänzer für seine

6.)
Haabsucht
der Eigenthümer.

Arbeit und Geschicklichkeit mit einer neuen Auflage, nach der Verhältniß seines zunehmenden Fleißes, womit er oft eine Ungerechtigkeit begeheth, und sich selbst einen offenbaren Schaden zufügt; es ist aber hier nicht der Ort, davon zu handeln, dann wir haben mit dem allzu grossen Pachtgeld nur zu thun, in sofern es dem Ackerbau hinderlich ist. Nichts spornet aber einen Arbeiter, wer er auch immer ist, und sonderlich einen Landwirth mehr an, als der Gewinn, den er macht; je mehr er gewinnt, je arbeitsamer, häuslicher, wachsender, sorgfältiger, geschäftiger und fleißiger wird er; je besser er stehet, je besser ist er im Stand, getreue Knechte sich anzuschaffen; je mehr er sein Land bauet, je besser lernt er es kennen; je besser er solches nützet, je mehr wird er es sich lassen an gelegen seyn. Was hat man also nicht von einem solchen Landwirth zu hoffen? Dort bauet er eine Heide, ein ödes wüstgelegenes Land an, und erweitert damit das Landguth. Hier führt er Wasser auf dürre Wiesen, und macht sie fruchtbar. Dort raumt er ganze Steinhaufen fort, und überzieht den Platz mit einem angenehmen Grün. Hier pflanzt er Bäume, die im Sommer Schatten, und im Herbst Früchte geben. Dort erfreuet seine Erde die Reisenden, und hier nehmen seine Wiesen unter seinen Händen eine neue Gestalt an. Aber wann der begierige Herr das Pachtgeld so viel steigert, als der Fleiß des Pächters das Gut verbessert, was wird wohl aus seinem Geiz folgen? Der Pächter wird entweder in seinem Dienst bleiben, oder er wird sich um etwas anders umsehen.

Bleibt

Bleibt er, so wird sein Eifer, wegen seiner so übel belohnten Sorgfalt, gewiß nachlassen. Geht er fort, so wird der verbesserte Boden unter der Aufsicht eines ganz neuen Landwirths bald wieder in seinen vorigen Stand verfallen. Es wäre nicht schwer, Beispiele von Feldern zu geben, die wegen der unvorsichtigen Geldbegierd ihrer strengen Eigenthümer übel sind bestellt worden. Und die Gemeinden, die gewohnt sind ihre Güter nur an die Meistbietenden zu verpachten, sollten auf die Folgen ihrer schlimmen Haushaltung acht geben.

7.) An vielen Orten ist unser Land den Käfern unterworfen, die unser Getreid übel beschädigen. Sie werden Kornwürmer (Tüger) genannt. Wann sie noch Würmer und in der Erde sind, allwo sie drey Jahr, bisweilen länger, bleiben. In diesem Stand nagen oder lösen sie die Wurzeln der Gras-, Getreid- und Garten-Pflanzen so, daß sie verderben müssen. Diese Würmer ändern ihre Gestalt; gleichwie die Raupen Sommervögel werden, so werden sie ebenfalls geflügelt, und alsdann fressen sie, während dem May und Brachmonat, von den Nußbäumen, dem Stein-Obst und den Eichen das Laub ab. In der Zeit, da sie geflügelt sind, stellet man ihnen nach, dadurch, daß man sie von den Bäumen abschütelt, sammelt und verbrennt; so lang sie aber in der Erde sind, so sind sie ein rechtes Leckerbissen für die Raben, Schweine, Hunde, und das Feder-Viehe.

7.)
Verwüstung
der Käfer.

Mittel
dagegen.

8.)
Nachtheile
der gemei-
nen Wey-
den.

Endlich 8.) leidet unser Ackerbau viel von den gemeinen Weyden (All-
menten). 1.) Geht damit eine grosse
Menge Düngers verloren. 2.) Wird
dergleichen gemeines Land nicht so,
wie es wohl könnte, verbessert, oder der Par-
ticular ziehet nicht allen möglichen Nutzen dar-
aus. 3.) Wird viel Gras von dem Viehe ver-
treten und verderbt. 4.) Der Boden selbst
wird elendiglich zusammen getreten, und fest,
sonderlich wann er feucht ist, oder sonsten Nie-
genwetter einfällt. 5.) Das Viehe wird darauf
oft mit verdriesslichen, bisweilen gar tödtlichen
Krankheiten befallen; und bleibt 6.) in Ver-
gleichung mit dem, so im Stall gefüttert wird,
allezeit schwach. So daß ich mich also gar
nicht scheue zu sagen, daß hundert Zucharten
gemeinen Lands, die nach der Uebung einiger
Derter gewendet werden, nicht so viel abtragen,
als nur zwanzig abtragen wurden, die von ei-
nem verständigen Particular wohl besorget wä-
ren. Daß ich aber das Uebel angezeigt habe,
ist schon genug, das Mittel giebt sich von selbst.
Man sollte das Geschrey derer, die bloß ihr ge-
genwärtiger Nuße rühren kan, nicht achten,
und die gemeinen Weyden abschaffen; ein Theil
davon sollte zum Nutzen der gemeinen Einkünf-
ten vorbehalten, der andere aber unter alle
Hausväter vertheilt, und ihnen das freye Eigen-
thum darüber eingeräumt werden. Ich hege
nicht den geringsten Zweifel, daß diese kleine
Aenderung in unserer Wirthschaft nicht eine
grosse Aenderung in der Ertragenheit unserer
Fruchtfelder machen wurde.

Dieses

Dieses sind die Hindernisse, die von unserm Land herkommen. Nun wollen wir auch diejenigen durchgehen, die von den Wirthschaftern entstehen.

Schwierigkeiten von Seiten der Wirthschafter.

I.) Die meisten Wirthschafter sind sehr ungelehrig; und das übertriebene Vorurtheil, mit welchem sie für ihre gewohnte Weise überhaupt eingenommen sind, hindert die Aufnahme des Ackerbaues sehr. Sie sind, wie alle niederträchtige Gemüther, so hartnäckig an die eingeführte Übung gebunden, daß sie alle neue Gebräuche höhnisch verwerfen, nur deswegen weil sie neu, auch wann sie schon nicht so mühsam und kostbar wären als die alten, an die sie gewohnt sind. Vergeblich wurde man einigen Ackerleuten wollen begreiflich machen, wie ungereimt es seye, Getreidarten, die nicht mit einander zeitigen, unter einander zu säen; die, so an einen solchen ungeschickten Mischel gewohnt sind, setzen ihren Gebrauch fort. Ein klares Beweisthum dieser Hartnäckigkeit giebt uns vornehmlich die Säemaschine an die Hand, die bisher bey uns so wenig gebraucht wird, und doch ein Werkzeug von einem ganz gewissen Nutzen ist, dann sie erspart dem Pächter einerseits so viel Getreid, als er in sein Hauswesen braucht; und anderseits setzt sie ihn in den Stand, seinen Saamen besser zu säubern, und leichter zu ändern, eben weil er gar viel weniger braucht. Uebrigens wann es ein Fehler ist, alle neue Gebräuche zu verwerfen, indeme nichts ist, das nicht einer Verbesserung fähig ist; so wäre

I.) Ungelehrsamkeit der Ackerleuten.

wäre es sicherlich auch ein sehr grosser und gefährlicher Fehler, wenn man den vermeinten Klügelenen der Cabinet-Wirthschaftern blindlings folgte; der Gebrauch ist in dem Ackerbau, noch mehr als in allen andern Sachen, der beste Lehrmeister, und ein kluger Ackermann wird bloß mit der grössten Vorsicht davon abweichen; er muß es zuerst im Kleinen probieren, ehe er es im Grossen ausführt; ja wenn es um grosse Aenderungen zu thun ist, so muß er unterschiedliche Proben viele Jahre hinter einander machen, ehe er sie wagt; dann sonst würde er sich in die verdriesslichste Gefahr setzen.

2.)
Unsere Acker-
leute haben
keine Anfüh-
rer.

2.) Die zweite Hinderniß, die der Verbesserung unsers Ackerbaues im Weg liegt, ist: daß unsere Ackerleute insgemein keine verständige, reiche und arbeitsame Anführer haben. Bisher hatten wir keine Philosophen zu Wirthschaftern, die das Vermögen und den Willen gehabt hätten, bis zu den ersten Grundsätzen dieser edlen Kunst hinauf zu steigen, mit ihren Betrachtungen die dazu schickliche Erfahrungen zu verknüpfen, Versuche anzustellen, und alle Feldarbeiten in ihren kleinsten Theilen zu befolgen; ich hoffe aber, es werde nicht mehr lange anstehen, bis wir solche Lehrer im Ueberflusse haben. Mit welchem Eifer sind nicht die neuen Gedanken über den Ackerbau von dem Herrn Lullin von Chateaubieux, alten Erst-Sindie von Genf, angenommen, getrieben und verbessert worden? Welche Tiefsinnigkeit in den Entdeckungen dieses neuen Triptolemus? Welche Gedult in den Untersuchungen dieses eifrigen Bür-

Bürgers? Ja wie groß sind nicht die Einsichten dieses Menschen-Freunds? Bald, bald wird die Schweiz die neue Hülfe brauchen, die die öconomische Gesellschaft ihr bereitet, sie wird über ihren wahren Nutzen ungesäumt die Augen aufthun, und unser Canton wird alle diese Vortheile sich zu Nutzen machen. Ja ich kan mich bereden, daß die Landschaft Waadt insbesondere mit einem neuen Eifer an der Verbesserung des Ackerbaues werde arbeiten. Schon verschiedene Landwirthe sehen die Mängel der alten Weise (Methode) ein, und haben Muths genug davon abzuweichen. Der Herr von Cottens thut sich hierin bey uns sonderbar hervor; schon einige Jahr lang säet er seine Aecker mit der Säemaschine ganz an; und es hat allen Anschein, daß dieser Wirthschafter bald werde dürfen Reihen-Weis säen, und in der Bearbeitung seines Lands den Regeln der Tullischen Acker-Cultur folgen. Die Aufgaben der öconomischen Gesellschaft sind der Vorwurf unserer Gespräche, und das Bild, das wir uns von ihrem Journal machen, erweckt unsere Lehrbegierd; eine solche Reikung war uns nöthig. Hier ist der Ort, eines grossen Fehlers Erwähnung zu thun, der bey uns herrschet: So bald ein Landmann anfangt ein reichliches Auskommen zu haben, so gleich wohnet er mit Unwille auf dem Land, er verachtet alle ländliche Beschäftigungen, wann sie auch noch so leicht und so rühmlich wären, er ist allezeit fertig das Dorf zu räumen, und in die Stadt, das ist, in den nächstgelegenen Flecken zu ziehen; oder wann er sich nicht selbst dahin begiebt, so sucht er doch

seine Kinder dort zu setzen. So bleiben zwar auf den meisten Ländereien Hände übrig, aber es fehlt an Köpfen. Wie können aber dergleichen unbesorgte Landgüter geschicklich bestellt werden? Wie sollen sie reiche Ernden tragen? Weil der Ackerbau denjenigen überlassen ist, die den wenigsten Unterricht haben, die nichts können machen, als was sie selbst andere haben sehen machen, so muß er wohl übel verrichtet werden.

3.)
Mangel an
starken Acker-
leuten.

3.) Wir haben einen Mangel an frischen, starken und muntern Ackerleuten. Die Werbungen, die Beteteln, und die Trunkenheit, rauben uns einen guten Theil, und machen, daß die Zahl solcher Arbeiter sehr geringe ist.

Werbungen.

Ich betrachte hier die Werbungen weder als Staatsmann, noch als Moralist, sondern einzig und allein als Landwirth. Hier ist nicht der Ort zu entscheiden, in wie weit, und unter welchen Absichten der Schweizerischen Republik der fremde Kriegsdienst erlaubt, oder unerlaubt, nützlich oder nachtheilig seye; sondern ich sage nur dieses: Daß die Werbungen unserm Land viele junge Leute in der Blüthe ihres Alters rauben, die, um Kriegsdienste anzunehmen, ihr väterliches Haus zu der Zeit verlassen, da sie ihren Vätern an die Hand gehen, ihrem Haus behülfslich seyn, die Sorgen ihrer Auferziehung durch ihre Dienste erkennen, und sich zu der Arbeit gewöhnen könnten. Unser Land muß aber dieß Abnehmen der Arbeiter, die der Krieg uns jährlich wegnimmt, sehr empfinden.

Die

Die Bettelen fügt gleichfalls un-
serm Landbau einen grossen Schaden zu. Bettelen.
Es ist wahr, man siehet unter uns sehr wenige
starke Bettler; aber an vielen Orten belagern
die Bauren-Kinder die Häuser derer, die et-
was geben können, und streichen des Bettelns
wegen, in ganzen Rotten, zwei Stunden im
Kreis herum. Es ist fast ihre einzige Beschäfti-
gung bis in das drenzehende oder vierzehende
Jahr ihres Alters; man kan aber, nach mei-
nen Begriffen, alle die Laster nicht einmal er-
zählen, die sie sich damit angewöhnen. Ich will
nur von denen reden, die auf den Landbau ei-
nigen Einfluß haben; sie werden ungesund,
vielfräßig, spielsüchtig, liederlich, ungelehrig,
verschwenderisch, faul, träg, dumm zum Gu-
ten, und geschäftig zum Bösen. Zierliche Lehre
für Leute, die durch ihre Geburt dem Landbau
gewidmet sind! Erst neulich hat unser Landes-
Herr neue Mittel vorgeschrieben, einem so gros-
sen Uebel in der Landschaft Waadt Innhalt zu
thun; und ich glaube, daß die Bettelen gänz-
lich aus unsern Grenzen werde verjagt seyn,
wann die Städte und Gemeinden die vorgeschrie-
bene Einrichtungen befolgen werden.

Es ist endlich auch offenbar, daß Trunkenheit.
die Trunkenheit unserer Landleuten
unserm Ackerbau grossen Schaden thut. Ein
guter Landwirth soll stark seyn; Uebermaß im
Wein schwächt aber die Natur. Ein guter
Landwirth soll geschäftig und vorsichtig seyn,
der Wein macht aber dumm. Ein guter Land-
wirth hat unaufhörlich etwas zu thun, ein
Trunkenbold verschwendet die Zeit. Ein guter
Landw.

Landwirth kan sein Geld nützlich anwenden, hingegen der, so dem Wein ergeben, trägt das Geld in das Wirthshaus. Ein guter Landwirth könnte nichts beyseits legen, wenn er nicht seinen Vorrath zu rechter Zeit verkauft; ist er aber ein Schlemmer, so muß er ihn gemeiniglich ohne Anstand verkaufen. Ein guter Landwirth soll seinen Saamen oft ändern; wie wird er aber im Stand seyn, ein so nöthiges Werk zu thun, wann er dem Trunk nachhänget. Dieß aber wird über diesen dritten Artikel genug seyn.

4.) Trägheit der Landwirthen. 4.) Unsere Landwirthe sind träg. Dieser Fehler, der sich mehr oder weniger in allen Ständen äußert, ist vor allen, wie es mir scheint, unsern Land- leuten am gemeinsten; und verursacht bey unserm Landbau unendliche Uebel; da doch der Bauernstand vor allen andern Ständen, ich scheue mich nicht, es zu sagen, die meiste Emsigkeit, eine ununterbrochene Emsigkeit erfordert. Er hat das ganze Jahr unumgänglich nöthige Ver- richtungen; er soll ackern, den Dünger aus- führen, ihn ausbreiten (zetteln), den Saamen auslesen und ihn säen, gäten, das Viehe besor- gen, die Ställe und Scheuren sauber halten, die Schaafschären, die Güter einschließen, und die Zäune in Ehren halten, Mähen, Heuen, Ernden, Dreschen, das Obst brechen, die Bäu- me umgraben und buzen; unterirdische Canäle (Abzuggräben, Alken), auch offene Wassergräben machen, und diese auswerfen; alle diese Arbei- ten, die fast ununterbrochen auf einander fol- gen, müssen sorgfältig und zu rechter Zeit ge-
macht

macht werden, die gerinaste Nachlässigkeit häu-
fet sie oft auf, und kan einen sehr beträchtlichen
Schaden verursachen; wann es regnet, auch
wann der Schnee schmelzt, soll der Landwirth
seine Güter durchgehen, und zusehen, ob alles
in gutem Stand seye. Wann es gefriert, soll
er die nöthige Feuerung sich anschaffen, das
Holz aufmachen, und sich angewöhnen, daß er
bey dem ersten Anblick wisse, wozu er ein jedes
Stück, so ihm unter die Hände fällt, brauchen
konne; wann böses Wetter ihn hindert aus dem
Hause zu gehen, so soll er sich damit beschäfti-
gen, daß er die Harke, (Rächen) Gabeln,
Körbe etc. mache, oder ausbessere; daß er die
Stiele zu seinem Werkzeug, und die Fallen,
die Thiere damit zu fangen, die ihn plagen,
zurüste. Daß er alles Wagensgeschirr, die Wa-
gen, Karren, Mistkarren (Mistbennen),
Schlitten, Schubkarren (Stoß-Bähren), die
Pflug, Walzen, Eggen (Eichten) zurecht ma-
che, damit alles im Stand seye, wann er es bran-
chen will; dann wie ein verdrießlicher Aufschub
wäre es, wann er sein Geschirr zu der Zeit,
da es soll gebraucht werden, nicht in einem
brauchbaren Stand wurde finden? Das alles
aber erfordert ohne Widerspruch viele Wach-
samkeit, Fleiß und Hirtigkeit; davon aber der
grosse Hauffe unserer Landwirthen nicht weiß,
wie wichtig und nothwendig es seye.

5.) Unsere Arbeiter sind theuer
und liederlich. Aus den vorherge-
henden Betrachtungen ist leicht zu
begreifen, daß unser Ackerbau sehr kostbar seye;
unsere Aecker sind schwer zu arbeiten, es brauchet
vier,

5.)
Liederlichkeit
der Arbeiter.

vier, sechs, ja gar acht Haupt, den Pflug zu ziehen, und über das vielen Dünger. Aber die Theure der Tagelöhner, der Knechten und Mägden, und ihr liederliches Wesen, vermehren die Ausgaben noch stark. Diese fordern einen großen Lohn, und jene haben einen starken Tagelohn; sie arbeiten so wenig als sie nur können, und wissen nichts von einiger Sparsamkeit. Der Werth der Jahr- und der Tagelöhnen hanget von dem Werth der Lebensmittel ab. Die Arbeiter begreifen aber, wie es auch billich ist, daß der Lohn, den sie über ihre Speis empfangen, ohngefähr von gleichem Werth mit dieser Speis seyn solle; nun sind aber die Lebensmittel bey uns theuer, und muß also auch der Werth des Lohns in gleicher Verhältniß steigen. Was aber die Liederlichkeit betrifft, so entspringt sie aus der schlimmen Auferziehung der Arbeiter; sie sind größtentheils in Häusern auferzogen worden, die deswegen arm sind, weil sie von Mäßigkeit und häuslicher Ordnung nichts wissen; und da haben sie sich von Kindsbeinen an gewöhnt vieles zu essen, wann sie vieles haben, und die mehreste Zeit des Jahres zu betteln; ihr Magen hat sich ausgedehnt, und kommen sie zu einem vollen Tisch, so läßt es nicht anders, als wann sie alles verschlingen wollten. Die Ursachen dieser Theure, und dieses liederlichen Wesens mögen aber bestehen, worinn sie immer wollen, so ist dennoch die Sache selbst gewiß; und dieß ist genug, um sie den Hindernissen eines guten Ackerbaues zuzugesellen.

6.) Die rasende Neigung für das Fuhrwerk, die an einigen Orten herrschet, ist eine sehr grosse Hinderniß des Getreidbaues; dadurch entziehet sich der Landwirth von der Arbeit, er verschwendet das Futter, verliert den Dünger, und verderbt sein Gespann; und wann er daneben noch ein Weinschlauch ist, wie es die Landwirth, die das Fuhrwerk treiben, gemeiniglich sind, so lauft er noch Gefahr, wegen seiner Nachlässigkeit, von den Waaren, dem Wein, und dem Viehe zu verlieren; womit er sich dann seinen gänzlichen Untergang unfehlbar zuziehet.

6.) Neigung für das Fuhrwerk.

Unterdessen wann schon die Hindernisse, die wir bey dem Ackerbau antreffen, groß und zahlreich sind, so sind sie doch nicht unüberwindlich; viele sind so gar dergestalt beschaffen, daß es genug ist, sie zu kennen, um sie zu verbessern; und unser Land giebt uns unterschiedliche allgemeine und sonderbare Vortheile an die Hand, die diesen Anbau erleichtern: 1.) Die Auferziehung, die wir der Jugend auf dem Land gemeiniglich geben. 2.) Die Schweizer sind stark. 3.) Wir haben gutes und vieles Zugviehe. 4.) Wir haben eine Menge von Mist. 5.) Wir könnten unterschiedlichen andern Dünger uns zu Nutze machen. 6.) Wir sind weder mit Auslagen beschwert, noch der Wuth des Kriegs ausgesetzt. 7.) Unsere Landgüter sind nicht groß. 8.) Unsere Landwirth haben die Mittel in Händen, den Zufällen, die dem Getreid widerfahren, zu begegnen.

Allgemeine und sonderbare Vortheile, die den Ackerbau erleichtern.

gegnet. 9.) Der Stand der Landwirthschafter könnte durch die Gesetzgebung ansehnlicher gemacht werden. 10.) Die Ungemäch, die aus den Verbungen entstehen, könnten durch das gleiche Mittel zum Theil gehoben werden. 11.) Es ist auch nicht unmöglich, daß durch das gleiche Mittel die Trunkenheit und Trägheit hinterhalten werden könnte. 12.) Man kan die Aecker und ihren Anbau durch eben dasselbe Mittel begünstigen. 13.) Durch das gleiche Mittel kan man auch zu der Verminderung der Weinbergen behülflich seyn.

1.)
Die Aufer-
ziehung der
Landkinder.

1.) Die Auferziehung, die wir gemeinlich unserer Jugend auf dem Land geben, scheint mir sehr geschickt, sie in den Stand zu setzen, unser Land zu bauen. Es finden sich Klügler, die behaupten, es seye gefährlich, daß man Leute, die dem Landbau gewiedmet sind, lehre lesen und schreiben; man solle sie bloß die verschiedentliche Landarbeit lehren. Ich stehe aber nicht in den gleichen Gedanken; ich bin im Gegentheil überzeuget, nicht nur daß die Religion einen jeden Christ verbinde, daß er, wann er dazu fähig ist, lerne lesen; sondern auch, daß ein jeder Mensch, der dem Landbau gewiedmet ist, soll können lesen und schreiben.

Ich kenne einen Pfarrer, der eine sonderbare Sorge für die Jugend in seiner Pfarr-Gemeind trägt. Er will, daß die Kinder von dem fünften Jahr ihres Alters bis in das zwölfte Jahr, die Schule durch das ganze Jahr fleißig besuchen; und daß sie von dem zwölften bis in
das

das vierzehende Jahr anfangen, zwischen der Besuchung der Schule, und einiger Landarbeit, nach und nach abwechseln; so daß sie die Unterweisungen im Winter ununterbrochen müssen besuchen; er erlaubt ihnen nur von einem Theil der Unterweisungen im Sommer auszubleiben, damit sie einige leichte Arbeit verrichten. Von dem vierzehenden Jahr an befreyet er sie von den Sommerschulen, wosern es nicht Regenwetter ist; der Schulmeister muß ihnen nur alle Sonntag eine Unterweisung halten; daß sie also bey schönem Wetter, was die Jahreszeit mitgibt, können verrichten, sie können das Getreid gäten, den Aeben ausbrechen, sie binden (heften), die Steine auf den Feldern auflesen, und andere ihren Kräften angemessene Arbeit thun. Und in seinen Privat-Unterweisungen machet er ihnen die Pflicht zu arbeiten, die alle Menschen bindet, und die Unmöglichkeit, daß alle Menschen mit den gleichen Sachen sich beschäftigen, ohne aufhören begreiflich. Er erinnert sie, daß der erste Mensch dem Landbau ist gewidmet worden, und daß, wann Gott mit diesem Geschäft, wie mit allen andern, eine beschwerliche Arbeit verknüpft hat, es nicht nur zur Strafe des Menschen, sondern auch zu seiner Heiligung geschehen, da es das allerbeste Mittel ist, seine Leidenschaften zu zähmen.

Er behauptet aber, und ich glaube es auch, daß dieser Unterricht, so ungekünstelt er auch ist, dem Landbau sehr aufhelfe; er kommt der Verschwendung, der Faulheit und der Bettelen vor; er pflanzt Gehorsam, Biegsamkeit und Gelehrnigkeit, er bessert die Dummheit, er schärft den

den Verstand, und entwickelt die Gaben. Er bereitet das Gemüth zu einer Hochachtung für den Landbau; er machet, daß barbarische Väter in der allzu frühzeitigen Arbeit, die sie von ihren Kindern fodern, Ziel und Maß halten; er setzt einen Hausvater und einen Pächter in Stand, seine Sachen in Ordnung zu bringen, welches er nicht thun könnte, wann er weder schreiben noch lesen kan. Daß also das Land, durch die Unterweisungen, die unsere Jugend in den Schulen hat, einen Vortheil zu Verbesserung des Ackerbaues gewähret. Ich habe mich über diesen Artikel ein wenig ausgedehnt, weil ich weiß, daß ansehnliche Personen, von Rang und Einsicht, diese Auferziehung tadeln.

2.)
Die Schweizer
sind stark.

2.) Die Schweizer sind überhaupt stark; wenn also ihre Felder gleich schwer sind, und starke Arbeit erfordern, so gewährt ihnen ihre Natur eine solche Kraft, die fähig ist, die Zähigkeit ihres Erdreichs zu überwältigen. Es ist so gar merkwürdig, daß die, so in unserm Wein- und Getreid-Land wohnen, viel stärker sind, als die, so mitten in dem Weidland sind auferzogen worden. Die Schweizerischen Alp-Bauren (Küher), haben in der That eine höhere Gestalt, und eine viel schönere Farb im Angesicht, als aber die Schweizerische Ackerleuth haben; aber hingegen sind jene, in Vergleichung mit diesen, schwach. Unsere Landleute sollen sich also über schwere Arbeit, die sie zu ertragen haben, nicht beklagen, dann dieser haben sie ihre Gesundheit und ihre Stärke, und eben daher auch den grossen Ruhm, den sie sich in dem Kriegsdienst erworben haben, zu danken.

3.) Die

3.) Die Schweiz hat Zug-Viehe, gute Ochsen und treffliche Pferde, in Menge, und zugleich auch gar viele Wiesen, solche zu füttern. Und ich zweifle nicht, daß wann unsere Land-Oekonomie mit mehrerer Klugheit besorget wurde, wir das Futter zu unserm grossen Nutzen namhaft damit vermehren könnten, wann wir Weinberge ausreuten, unaebautes Land umbrechen, Grasäcker mit Saintfoin, Rüserne und Klee anlegen, die, wann sie wohl bestellt wurden, unserm Viehe eine saftreiche Nahrung darreichen, so ihm für Haber dienete, den doch viele zu ihrem grössten Nachtheil an ihm sparen. Hier kan ich einen Fehler, den die Bauern in der Waadt gemeiniglich begehen, mit Stillschweigen nicht übergehen. Sie haben meistens nur kleine Pferde, die sie schlecht warten, und schlecht füttern, die sie weder lieben, noch ihrer schonen, die sie in unsaubern Ställen halten, und mit einer höchst anstößigen Ungedult behandeln. Aber wie kommt es doch, daß sie nicht begreifen, daß ein gutes Pferd so viel nützet, als vier schlechte; daß man solche nützliche Thiere soll lieb haben, und ihnen lieblosen, daß man sie mit sanften Worten zur Arbeit soll anreizen, und durch Pfeiffen mit ihnen Kurzweil treiben. Unser Landsherr hat im verwichenen Jahr eine gute Pferd-zucht in unserm Canton einführen wollen, und hat unter sehr vortheilhaften Bedingungen, wie sie mir angeschienen, Dänische Hengste angeboten; mir ist der Ausgang dieses Unternehmens nicht bekannt, ich habe aber nicht gehört, daß

A
jemand

3.)
Ueberflüssi-
ges Zug-
Viehe.

jemand in unsern Gegenden dieses sich zu Nutz gemacht habe.

4.) Viel Mist. 4.) Diese große Menge Viehe giebt uns eine große Menge Mist von allerley Art. Wir haben nicht bloß Zugviehe, sondern auch Schweine, Schaaf, Geißen, Tauben, Federviehe, und sonderlich viele Kühe, die Mist im Ueberfluß machen, welcher mit anderm hitziger Mist, oder aufs wenigste mit verfaulter Streu vermischt, auf unserm Erdreich, es locker und fruchtbar zu machen, Wunder thut. Wir haben übrigens an Stoff, der zur Streu dienlich ist, keinen Mangel, wir haben Stroh, Blätter von den Bäumen, Riedgras, Nadeln von Tannen, Farrenkraut, Moos (Mies), es ist so gar eine obrigkeitliche Ordnung, welche die Ausfuhr des Strohes und Heues verbietet; es ist nur nöthig darob zu halten. Um aber unserm Mist seine Eigenschaften zu erhalten, sollte man das davon abfließende Wasser nicht lassen verlohren gehen, wie es an unterschiedlichen Orten geschieht. Ein jeder guter Landwirth soll eine Grube verfertigen, um den Mist darein zu legen, den er in seinen Ställen aufmacht; ja er soll sie mit einer Mauer füttern; und wie in einem Regenguß allezeit etwas davon ablaufen wird, so soll er die Mistgrube so anlegen, daß der Ablauf auf eine Wiese geführt werden könne; oder wann dieses unmöglich ist, so soll er hart dabey eine andere Grube graben, die dieß Wasser auffasset, welches er dann im Frühling in einem zu diesem Gebrauch gewiedmeten Faß auf seine Wiesen wird bringen. Während der Hitze soll er acht haben, daß es über

über den Haufen geschüttet werde, damit er nicht verbrenne, hergegen desto ehender recht faul werde; denn es schadet dem Landwirth alszeit, wenn er nicht recht verfaulet ist. Dieß sind so kleine Anmerkungen, die helfen den Mist verbessern, und hiemit auch das Erdreich fruchtbar machen.

5.) Ausser dem Mist, reicht uns 5.)
das Land noch unterschiedlichen an- Andere
dern Dünger dar; den Gassenkoth, Dünger.
die getretene Stauberde von den Landstrassen,
andere von andern Orten herangeführte Erd-
arten, den Teichschlamm, den Schutt von Ge-
bäuden, die Asche, den Ruß, den Kalk, die
Kalkasche, die Lohe, die mit Sand vermischte
Erden, den Mergel (Marne, oder Lett, wie
er von vielen unserer Landsleuten schlechtweg ge-
nennt wird), die Trester (Treber), die Hefen,
die Federn, die Späne, die Abschneidsel von
Kalbsfell, und allerhand Zeug, das Blut von
den Thieren, ihr Fleisch, ihre Hörner, ihre
Klauen, die Sägespäne (Sagmehl), das Sei-
sen- und Wäsche-Wasser, alle verfaulte Pflan-
zen, den verbrannten Rasen, und die vor ihrer
Zeitigung untergeackerte Wicken, Bohnen, Erb-
sen u. s. f. Ich thue so gar das Salz hinzu,
wann schon die Schweiz ihrer Salzquellen we-
gen eben nicht berühmt ist, so ist es darinnen
doch wohlfeiler, als in den Ländern, wo sie
es her hat. Dieß alles, wann es recht und
in schickliches Erdreich gebraucht wird, kan vie-
les zur Fruchtbarkeit unserer Landgüter be-
tragen.

Ich habe nicht im Sinn, mich bey diesem unterschiedlichen Dünger, den die Schweiz hergibt, lang aufzuhalten; ich kan mich aber dennoch nicht enthalten anzumerken, erstlich: daß das Salz, welches man behutsam und in geringem Maaß in das Wasser thut, mit welchem der Garten soll begossen werden, allen Pflanzen und Hülsenfrüchten wohl becommet. Die Holländische Gärtner mischen Salpeter mit der Erde, in welcher der Ananas soll gepflanzt werden; und wenn der Herr Thull und andere Wirthschafter das Salz den Pflanzen für schädlich gehalten haben, so ist es sicherlich deswegen geschehen, weil sie dessen viel zu viel gebraucht haben. Zwentens: Die Mergelgruben sind in unserm Land sehr gemein, und die Düngung, die sie verschaffen, ist von anhaltender Dauer; ich habe vortrefliche Wirkungen davon gesehen zu Sainte Croix, zu Onnens; ich werde auch bald können hinzuthun: zu Lignerolles, allwo man erst eine gar reiche Grube entdeckt hat. Zum dritten, das Seifenwasser, so man über die Spargelbette (Spargbette) schüttet, ehe sie Stangen treiben, schaffet grossen Nutzen. Wenn ihr aber, zum vierten, gar grossen Spargel, und von einem gar angenehmen Geschmack, haben wollet, so braucht ihr nur zwey Pfund Salpeter in vier Eimer oder Kübel fetten Spülichts (Wäschwasser) aufzulösen; und hernach zwey Eimer Ochsenblut darunter zu schütten; wann ihr im Frühling diese Brühe über euer Spargelbett ausschüttet, dasselbe dann wohl angelegt, nicht zu alt, noch sonst im Abgang ist, so werdet ihr erfahren, daß das

das Blut, so eine ungesunde und undauiliche Speise es immer ist, im Gegensatz eine eben so reiche und fruchtbarmachende Düngung seye. Es ist aber genug ausgeschweifet.

6.) Unser Land soll allen Wirthschaftern zu einer starken Aufmunterung zum Ackerbau dienen, wegen der Freyheit und dem Friede, die es, Gott sey Dank! genießet. Wir sind vor allen Auflagen gesichert, vor aller Verheerung des Krieges geschirmt, und wir genießten die Früchte unserer Arbeit in mehrerer Sicherheit und Ruhe, als alle andere Völker des Erdbodens; alle Furcht ist ferne von unsern Landwirthen, daß ein unbarmherziger Steuer-Einnnehmer, oder ein barbarischer Soldat sie überfalle, ihren Ueberfluß mit ihnen zu theilen, oder gar zu rauben. Der Eintrag unserer Landgüter, und die Früchte unsers Fleißes sind, wie alle andere unsere Einkünfte, unser freyes Eigenthum. Einige bestimmte Grundzinse, der Zehende, und einige andere Lehens-Gebühren machen alle unsere Auflagen aus. Geld-Edict, neue Schatzungen, freywillige Geschenke, Kopfsteuern, der hunderteste Pfennig, der zwanzigste Pfennig, der zwente zwanzigste Pfennig, Steueramt, Salzzoll, Lagerbuch, freywillige und so viel andere Vermögenssteuern, und andere dergleichen barbarische Wörter sind uns unbekannt. Wir haben schon hiebevorn zu unterschiedlichen malen geordnet, sagt unser Landes-Herr in dem Mandat vom 27. Junii 1678.: daß alle diejenige, die vermeynen, das Recht der Leibeigenschaft über die Personen einiger unserer

Friede und Freyheit der Schweiz.

„Unter-

A 3

„Untertthanen zu haben, sie, vermittelst eines
 „billigen Werths, in die Freiheit setzen, und
 „dieses in einem freien Land, wie die Schweiz
 „ist, so verhaßten Standes erlassen, welches
 „nun innerhalb einem Jahr soll vollstreckt wer-
 „den; in dessen Ermangelung aber die Vasallen
 „dergleichen Rechte gänzlich sollen verlohren ha-
 „ben.“ Ach! wie lieblich ist es, dergleichen
 Befehle zu lesen und abzuschreiben. Mit wel-
 cher Freudigkeit soll dann nicht der Schweizeris-
 sche Landwirth beschäftigt seyn, allen möglichen
 Nutzen aus seinem Land zu ziehen! Ja, die
 Verbesserung des Landbaues kommt mit Recht
 einem freien, ansehnlichen, starken, fleißigen,
 erleuchteten Volk zu, das sich nicht fürchtet,
 weder durch den Geiz seiner Herrschaft, noch
 durch die Ehrsucht seiner Nachbarn, in seinen
 Besitzungen beunruhiget zu werden.

7.)
 Die Landgü-
 ter sind nicht
 groß.

7.) Unsere Landgüter sind über-
 haupt nicht von einer beträchtlichen
 Weite, und scheinen nach dem Sinn
 des Römischen Ackergesetzes einge-
 richtet zu seyn; nach welchem verboten ware,
 daß ein Erbtheil nicht mehr Land in sich halte,
 als ein Ackermann in einem Jahr mit zweyen
 Ochsen pflügen kan. Dieß setzt uns in den
 Stand, sie gar viel besser zu bestellen; dann es
 ist unmöglich, daß einer so viele Sorge trage,
 und so viele Ausgaben bestreite, als erfordert
 werden, ein Landgut von vier- bis fünfhundert
 Jucharten in guten Stand zu stellen und darinn
 zu unterhalten; wie es hingegen gar leicht an-
 geht bey einem Landgut von zwanzig, dreißig
 oder fünfzig Jucharten. Plinius hat schon vor
 langer

langer Zeit beobachtet, daß die grossen Landgüter Italien zu Grund gerichtet, und daß die Fruchtbarkeit von Africa gewichen, als nur sechs Personen den halben Theil davon im Besiz gehabt hatten. Diejenige, so in der Schweiz weitläufige Landgüter haben, sollen sich dieß hauptsächlich anmerken. Ich muß noch befügen, daß der mehrere Theil unserer Ländereyen Erbgüter sind, welche von ihren Eigenthümern selbst angebauet werden, und folglich ist es ganz natürlich anzunehmen, daß da sie die Erde mit niemand theilen müssen, es ihnen sie zu vermehren auch mehr solle angelegen seyn.

8.) Unsere Wirthschafter haben die Mittel in Händen, die Zufälle welche ihrem Getreid begegnen, die verschiedene Arten des Brands, die Kornmutter oder Hanensporn, den Rost, und die Röhlen zu verhüten. Sie müssen sich deswegen gleich anfangs wohl bereden, daß der mehrere Theil ihres Landes mit Wasserärdern angefüllt ist, und daß die Seiten gegen Mitternacht, oder auch gegen Morgen selten von diesem Gebrechen frey sind, und darauf müssen sie sich dagegen folgender Gestalt verwahren: Sie müssen erstlich dieß unter dem Boden verborgene Wasser, durch welches unsere beste Aecker allzu naß, allzu kalt, oder sumpfsicht gemacht werden, durch offene Wassergräben, wann das Land eben ist, oder aber durch Canäle unter Boden (Dolen, Akten) wann es hangend ist, auffassen und abführen; dieß ist das fürnehmste, ohne dieß kan sich der Landwirth keinen

8.)
Mittel wider den Brand ic.

nen glücklichen Erfolg versprechen. Die zweite Vorsorge ist, den Saamen einzulaugen und zu befallen; die Zurüstung, die ich anrathe, ist eben die, welche von dem Herrn Thull jederzeit mit Nutzen ist gebraucht worden; sie bestehet darinn, daß man eine starke Lauge mache, und damit den Saamen zu wiederhohltten malen durch Hülff eines Besen besprenge, ihn zugleich umrühre, und mit einer Schaufel durch einander werfe, so lang bis daß alles Getreid feucht ist; darauf siebet man ungelöschten Kalk, der nicht verrauchet ist, und bestäubet es damit; man kehrt es beständig um, und fährt fort von diesem reinen Kalk darüber zu streuen, bis daß es trocken ist. Der Kalk dienet dazu, daß die Lauge an die Körnlein sich anhänge, und daß sie die Feuchtigkeit an sich ziehen. Die dritte Vorsorge ist, daß man den Saamen ändere, und ihn auf dem Tisch wohl auslese, zum wenigsten denjenigen, welcher auf den Acker gesäet wird, so den Saamen für das künftige Jahr verschaffen soll, dann guter Saamen giebt eine gute Ernde. Die vierte ist, den Acker wohl zu bestellen, und frühe zu säen. Man ist über die Ursache dieser verdrießlichen Krankheiten noch nicht völlig einerley Meinung; sie mögen aber ihren Ursprung hernehmen, woher sie wollen; sie mögen durch das Ungeziefer, durch die Wärme oder Kälte, durch die Tröckne oder Nässe verursacht werden, oder von denen Ursachen herkommen, die ich angegeben hab, so bleibt es doch allezeit unstreitig, daß man sie durch diese Vorsorgen unfehlbar verhüten wird; alle diese Vorsorgen sind aber in unserer Gewalt, und eben

eben deswegen sind wir auch berechtigt, sie in die Zahl der Mittel zu setzen, die unser Land gewähret.

2.) Die Gesetzgebung könnte einige gelinde Mittel gebrauchen; Mittel, die Vätern des Vaterlandes anstehen, um wohlhabende Landleute, die Einsicht haben, an das Land zu binden. Die Gesetze haben bey den alten Egyptiern einem jeden seinen Dienst angewiesen, der sich vom Vater auf Sohn fortsetzte, ohne daß es jemand erlaubt wäre, seinen Stand, seinen Rang, und seine Lebensart zu verwechseln. Es ist noch heut zu Tag eine gleiche Einrichtung bey verschiedenen Völkern. In einem freyen Land laßt es sich aber nicht thun, wo ein jeder das Recht hat, sich eine anständige Lebensart zu wählen. Alles was ein Fürst, der den Landbau begünstiget, thun kan, ist, daß er ihm ein Ansehen gebe; und ich zweifle nicht, daß er es nicht thue, wenn er gebietet, daß alle Dienste auf dem Land tüchtigen und wohlhabenden Personen, die auf dem Land wohnen, gegeben werden, und daß die Castellanen und Gerichtschreiber in dem Bezirk, in welchem sie ihr Amt verrichten, ihren Sitz haben. Unser Landes-Herr hat wirklich zu Anfang dieses Jahres etwas ähnliches in Ansehen der Schreiber angeordnet, es brauchte nur diese Verordnung auszuführen. Ich müßte mich übel betriegen, wenn nicht dardurch die Landleute an ihr Geburtsort angebunden werden; dann viele werden lieber wollen die Vornehmsten in ihrem Dorf, als die Untersten in einer Stadt seyn.

2.) Mittel, die Landleute an das Land zu binden.

Es wäre auch sehr zu wünschen, daß die Herrschafts-Herren zum wenigsten die Zeit, in welcher die Ackerarbeit verrichtet wird, auf ihren Gütern zubringen wollten; wenn sie auch nur etwas wenig zu dem Ackerbau Lust bezeugen, und den armen, wohlgesinneten Landwirthen durch einigen Vorschuß helfen, so ist kein Zweifel, daß ihre Gegenwart, ihre Anordnung, und ihr zu rechter Zeit gegönnte Beistand den Ackerbau auf vielerley Weise aufmuntere, und den Fleiß ihrer Pächter anstrenge; indem sie für das gemeine Beste sorgen, so wurden sie zugleich für ihren eigenen Nutzen sorgen; dann der verbesserte Ackerbau würde ihnen selbst einen reichern Zehenden, und reineres Getreid für den Grundzins verschaffen, welcher auch richtiger wurde bezahlt werden.

10.)
Mittel wider
die Werbun-
gen.

10.) Könnte durch die Gesetzgebung nicht auch den stärksten Beschwerden, welche die Werbungen veranlassen, gesteuert werden? Zum Exempel, wäre es nicht höchst gerecht, und zugleich den errichteten Gesetzen ganz gemäß, daß verboten wäre einen Knecht, der wirklich im Dienst ist, oder einmal das Haftgeld empfangen hat, zum wenigsten in Friedenszeit, anzuwerben; und daß man einem Vater das Recht einräumte, seinen Sohn, der für sich selbst, vor dem fünf und zwanzigsten Jahr seines Alters, sich hat anwerben lassen, wieder zu fodern und auszulösen. In beyden Fällen ist eine solche Person nicht ihres eigenen Rechtens. In dem ersten Fall gehört sie ihrem Herrn, der sich auf sie verlassen hat, an; gemäß der Ordnung vom

vom 6. Septembris 1747. ; und in dem zweyten Fall ist sie unter der väterlichen Gewalt, nach den Consistorial-Gesetzen von 1746. Es verstehet sich aber von selbst, daß der Werber für die Zehrung dieses jungen Menschen sollte schadlos gehalten werden.

II.) Es wäre ebenfalls nicht unmöglich, die Trunkenheit, die albere Lustbarkeiten und die Faulheit zu hinterhalten, welche die gewöhnlichsten Ursachen eines schlimmen Ackerbaues sind ; dann diese Laster machen, daß man nicht so viel und nicht so gut arbeitet, als man wohl könnte ; sie schwächen den Geist, und tilgen die Racheiferung ; der Trunkenbold und der Faule wollen, daß man ihnen das wenige, was sie arbeiten, theuer bezahle ; und das, was sie gewinnen, muntert sie nicht auf, weil es oft schon verthan ist, ehe sie es in ihre Hände bekommen ; hierüber fehlt es an guten und fürtrefflichen Gesetzen nicht, aber es sollte darob gehalten werden ; dadurch wurde das Volk zu der Arbeitsamkeit angehalten, der Umsturz ganzer Haushaltungen verhütet, und über die Eitten der Armen gewachtet ; man hätte mehrere Arbeiter, und ihr Lohn wäre niedriger.

II.)
Mittel wider
die Trunken-
heit.

Wir können zum Lob unsers Jahrhunderts sagen, daß es etwas sehr seltenes ist, daß Leute, die ihre gute Auferziehung gehabt haben, sich dem Trunk ergeben ; die niedrigere Stände aber haben sich die Mäßigkeit noch nicht angewöhnet ; es ist die Theure des Weins allein, die ihrer Unmäßigkeit Schranken setzet.

12.) Durch

12.)
Man kan
den Feldbau
begünstigen.

12.) Durch die Gesetzgebung können die Felder, und ihr Anbau, auf vielerley Weise begünstiget werden.

1.) Daß alle dörfen eingehaget werden, ohne daß dafür etwas zu entrichten wäre, in so lang sie mit Getreid oder Gartengewächsen besäet wurden; dann die Fülle derselben, wie auch der Erdpfeln, spart das Brodt, und vermindert seinen Verbrauch. Unsere Väter haben ja wohl der Anpflanzung der Weinbergen diese Freyheit gestattet; und es scheint mir gar viel natürlicher, die Aecker auf die gleiche Weise zu begünstigen.

2.) Daß man einem jeden Eigenthümer eines Ackers, dessen Lage ihn in die Quer zu pflügen erlaubet, das Zugrecht (Rücklauf) zu den anstossenden Aeckern, im Fall sie verkauft werden, einräume; wann durch die Vereinigung dieses Ackers mit dem seinigen, dieser eine besser ins Viereck laufende Form erhaltet.

3.) Daß einem jeden, von welchem Stand und Würde er auch immer ist, gänzlich verbotten werde Feld-Tauben zu halten; die dadurch, daß sie den Saamen auf den Feldern und Haus-Aeckern fressen, auf gemeine Unkosten leben; nur die Haus-Tauben sollen erlaubt seyn.

4.) Daß die Gemeinden verbunden werden, darob zu halten, daß die Aecker der Armen nach der Ordnung, die im Jahr 1700. ist publiciert worden, geackert und angesäet werden; und dafür sollten sie, saumseligen Falls, mit
einer

einer bestimmten Geldbusß von jeder Fucharten, zu Gunsten der Beständer des Zehenden, belegt werden.

5.) Daß alle diejenigen, die jagen, ehe die Ernde völlig vorbey ist, nach den Gesetzen gestraft werden.

6.) Daß die Frondienste mit den Pflügen, welche zu dem Anbau der zu den Schlössern gehörigen Ländereyen zu viel sind, Leuten, die nicht vermögen einen Zug zu halten, um den halben Werth überlassen werden.

7.) Wann die Ernde den nöthigen Unterhalt des Landes übersteigt, so hat unser Landes-Herr zum Grundsatz, daß er kein Getreid von seinen Kornböden verkaufen lasset, und daß er die Einfuhr des fremden Getreids verbietet. Ich weiß endlich nicht, ob wir jemals einen solchen Ueberfluß an Getreid haben werden, der seine Ausfuhr nöthig macht; in diesem Fall könnte man die Policen der Engländer nachahmen: Die Nation hat, der Ausfuhr des Getreids aufzuhelfen, im 1689sten Jahr geordnet, daß von einer Last 5. Schilling zu einer Gabe bezahlt werde, wann dieß ihr Getreid-Maas, nach gemeinem Kauf und Lauf, nicht theurer als 48. Schilling verkauft wird, so daß wann ein Maß von Getreid, so ohngefehr 22. Pfund wiegt, zwischen 9. bis 18. Baken gilt, der Staat in England dem Händler ohngefehrd 2. Stüber zu einer Gabe zahlt; ist es theurer als 18. Baken, so ist die Ausfuhr nicht mehr erlaubt; ist es aber unter 9. Baken, so hat die Belohnung auch nicht mehr Statt.

12.) Man

13.)
Mittel wi-
der die allzu
starke Ver-
mehrung der
Weingärten.

13.) Man kan nicht aufhören,
wann man sich zu einem Gesetzge-
ber aufwirft; ich muß aber doch et-
was für diesen folgenden Artikel
spahren, in welchem die Mittel sol-
len angezeigt werden, deren man
sich gebrauchen könnte zu hindern, daß der
Weinbau dem Getreidbau nicht schaden thue;
es stellt sich ein sehr bequemes dar: man muß
alle Weingärten, die zum Nachtheil des Acker-
baues angelegt sind, ausreuten; dann es ist
darum zu thun, daß man den Weinbergen auf
eine Weise Abbruch thue, die dem Getreidbau
nützlich seye. Diese Verminderung ist um so
viel nöthiger, da die Kunst, den Wein aufzu-
behalten, sich sehr verbessert, und der Gebrauch
des Thee und Coffee den Verkauf des starken
Getränks merklich vermindert hat. Dieß Mit-
tel ist sehr einfältig; wie soll man es aber an-
stellen, den Particular dazu zu verbinden?
Wann man einigen Klüglingen glaubt, so
braucht es weiter nichts, als genaue, deutliche,
ausdrückliche Befehle zu geben. Freylich! es ist
nichts leichter, als dergleichen zu publicieren;
ist es aber eben so leicht, sie zu vollziehen? Ich
ziehe es nicht in Zweifel, daß das fürchterliche
Gewicht des Gewalts, strenge Drohungen, und
scharfe Strafen die Particularen zwingen kön-
nen. Aber wenn dieses nöthige Mittel sind wi-
der die Bösen, schicken sie sich dann eben so
wider getreue Unterthanen zu gebrauchen, dies
weil sie einen Weingarten einer Wiese oder ei-
nem Acker vorziehen? Man kennt die bösen Fol-
gen von dieser Menge der Weingärten, die in
einem

einem solchen Land angepflanzt sind, wo der Pflug kan geführt werden; kennet man aber auch alle schlimme Folgen, die ihre Ausreutung könnte nach sich ziehen? Ist man sicher, daß nicht eben so grosse Uebel daraus entspringen, als die sind, so man sucht zu vertreiben? Spührt man dann nicht schon vorher einige böse Folgen? Ein auch in einem fruchtbaren Boden ausgereuteter Weingarten könnte oft ungebauet liegen bleiben; es sind sehr viele von einem sehr kleinen Umfang; was soll man, zum Exempel, mit einem Stück Lands machen, das einen mittelmäßigen Hang hat, und bloß ein Mannwerk (der achte Theil einer Fucharten), oder, wann es auch schon von mehrerm Umfang, doch nur eine oder zwei Ruthen breit ist? Es lauft grosse Gefahr, daß es unnuß liegen bleibe, oder um ein geringes verkauft werde. Was wird aus so vielen guten Arbeitern werden, ehe die neue Deconomie festen Fuß gewonnen hat? Was wurde aus unsern Landleuten werden, wenn unter ihrem, durch die Vermehrung der Wiesen, auch vermehrten Hornviehe unglücklicher Weise eine Seuche einrisse? Dann man wurde aus denen ausgereuteten Weingärten so wohl Wiesen als Aecker machen. Aber fürnemlich die Landschaft Waadt, in welcher diese Abänderung sonderheitlich mit gutem Grund eingeführt wurde, wäre sehr in die Enge getrieben, und wurde vieles Land verlieren, so ungebauet liegen bliebe, wann diese Ausreutung nicht mit einer ausserordentlichen Vorsicht vorgenommen, oder auch auf abhangende Hügel, die zu keinem andern Gebrauch dienen können, fallen wurde. Und könnte nicht auch

auch eine Barthenlichkeit von Seiten derer unterlaufen, welchen aufgetragen wurde die Weingärten zu bestimmen, die verändert sollen werden? Mit einem Wort, es ist viel gefährlicher, als man sich einbildet, den Fleiß und den Landbau einzuschränken; lasset den Weingärtner und den Ackermann nach Belieben handeln; wann sie bey der dießmaligen Einrichtung ihrer Ländereyen ihre Rechnung nicht finden, so werden sie nach und nach ihre Methode ändern; und ich zweifle nicht, wir werden die niedere Böden, die dem Frost ausgesetzt sind, und welche die Unvorsichtigkeit unserer Väter zu Weingärten gemacht hat, bald, bald mit Getreid bedeckt sehen; es scheint mir, man werde ihrer überdrüssig. Unterdeffen könnte die Gesetzgebung der wirklichen Zuneigung der Landwirthen durch Ordnungen bestehen, und den Landbau durch gelinde Mittel wieder in seine natürliche Ordnung bringen, wenn sie schon eben nicht so gerade auf den Zweck zugehen. Zu dem End könnte das Zugrecht zu einem Weingarten, der sich aber besser zu einem Acker schickte, einer jeden Person, die sich anheischig machte ihn auszureuten, gestattet werden.

Man könnte die Abgaben (les Loads), die von dem ersten Verkauf fällig werden, nachlassen, und einen Stillstand vom Zehenden und Getreidzins, während einigen Jahren, ab den ausgereuteten und in Acker verwandelten Weingärten, einräumen.

Man könnte dergleichen Weingärten das Recht beylegen, daß man sie dürfe einschließen, ohne

ohne etwas dafür zu bezahlen; dann die Polices behauptet, daß sie ein solches nur haben, in so lang sie Weingärten sind.

Man wurde die Mandat von 1663. und 1673. wegen Anpflanzung neuer Weingärten, gegen diejenigen vollstrecken, die dergleichen an Orten, die nicht sonderbar abhangend sind, anlegen wollten.

Man wurde denen, die Weingärten ausreuteten, einiges Recht zu dem Wasser, das ihnen dienlich wäre, ertheilen, wenn es andere auch schon nutzten, wofern sich einmal diese Besikung nicht auf einen rechtmäßigen Titul gründete.

Dieß alles sind so viele kleine Gunstbezeugungen, die das ihrige, zu Ausrottung der Weingärten in gutem Getreidland, beytragen wurden.

Ich habe gehört einen Plan vortragen, der, wie einige politische Landflügler behaupteten, die Particularen unfehlbar nöthigen wurde, einen Theil ihrer Weingärten auszureuten; es brauchte, nach ihren Gedanken, nichts weiters, als ein gänzliches Verbott, einigen Dünger daz ein zu thun. Fürtreffliches Mittel! siehet man dann nicht, daß man dardurch genöthiget wäre, die auf gähen Hügeln gelegene Weingärten, die allzu mager sind, als daß sie ohne Dünger etwas hervor bringen könnten, auszureuten; und daß dardurch derselben Anlegung auf wenig abhangenden Hügeln oder Ebenen, die sich zum Getreidbau schickten, begünstiget wurde; nemlich,

lich, es ist ein fůrtrefliches Mittel, nicht nur viel Erdreich in ein ungebautes Land zu verwandeln, und das dem Getreidbau schon ńbel entzogene Land den Weingärten nun frey zu ńberlassen, sondern ihm noch allezeit ein mehrers zu entziehen.

Die von dem Thron nun bald vor hundert Jahren ausgegangene Reglement sind von einer ganz andern Einsicht; sie sind durch die Sanftmuth und Klugheit eingegeben, und zielen, wie sie mir scheinen, zu dem allergrństen Besten der Unterthanen. Sie verbannen die Weingärten aus dem Ackerland, sie verweisen sie auf gńhe und steile Hńgel, und geben dem Getreid alles das Land wieder, das darzu gut ist. Ohne uns den Kopf mit Erfindung neuer Entwńrfen und abgeschmiķter Projecten, zu Verringerung unserer Weinbergen, zu zerbrechen, wollen wir dem Sinn der vorgeschriebenen Ordnungen nachgehen; sie fńhren uns auf den rechten Weg; und unsere Weingärten werden bald, bald unsern Feldern nicht mehr schaden.

Consilio & Labore.

* * * * *

IV. Be-